

Zitierhinweis

Klesmann, Bernd: Rezension über: Susanne Lachenicht, Die Französische Revolution, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 42 (2015), 3, S. 585-587, DOI: 10.15463/rec.800508087



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Insgesamt gesehen ist die vorliegende Arbeit ein gelungenes Beispiel dafür, wie Militärgeschichte im 21. Jahrhundert geschrieben werden sollte: quellennah, multiperspektivisch, quantifizierend, weit über den Tellerrand der älteren (borussischen) Militärgeschichtsschreibung hinausblickend und nicht zuletzt den Faktor Militär im Rahmen allgemeiner politischer, sozialer und kultureller Erscheinungsformen verortend. Nicht nur für die Preußenforschung ist diese Dissertation daher ein Gewinn.

Michael Rohrschneider, Köln

Lachenicht, Susanne, Die Französische Revolution (Geschichte kompakt), Darmstadt 2012, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, VII u. 134 S. / Abb., € 14,90.

An Gesamtdarstellungen zur Französischen Revolution herrscht bekanntlich kein Mangel. Dennoch gelingt es immer wieder, in der Auswahl der Themen und ihrer Kontextualisierung besondere Akzente zu setzen und neue Diskussionen anzuregen, was man auch dem hier zu besprechenden Buch unbedingt zugestehen muss. Die in Bayreuth lehrende Autorin, die selbst längere Zeit in Frankreich geforscht hat, behandelt den Gegenstand mit großer Souveränität und verwirklicht auf ansprechende Weise den zentralen Wunsch der Herausgeber der Reihe „Geschichte kompakt“ nach „verlässlicher Information, die komplexe und komplizierte Inhalte konzentriert, übersichtlich konzipiert und gut lesbar darstellt“ (VII).

Schon das einleitende Kapitel über „ältere und neuere Deutungsmuster“ präsentiert in eindrucksvoller Verdichtung auf knapp 10 Seiten die einflussreichsten Beurteilungen und Interessensfelder von Mallet du Pan und Edmund Burke über Louis Blanc, Tocqueville und Sybel bis zur Institutionalisierung der Revolutionsforschung im Frankreich der Dritten Republik. Wichtige Debatten des 20. Jahrhunderts wie etwa die Einordnung der Geschehnisse in einen Kontext „atlantischer Revolutionen“ oder die Diskussionen um den fraglichen „Klassencharakter“ der Konflikte ab 1789 werden in aller gebotenen Kürze referiert und zu bedeutenden Forschungsbeiträgen in Beziehung gesetzt, die so zur weiteren Lektüre empfohlen werden. Dass auch hier noch Untersuchungen ausstehen, mag sich vielleicht an der mittlerweile konventionellen Verwendung des Konzepts der „Grande Peur“ zeigen, das in Wahrheit lange vor Georges Lefebvres Hauptwerk (9) in der Historiographie zu 1789 nicht unbekannt, ja zu Beginn des 20. Jahrhunderts beinahe schon geläufig war. Ausdrücklich wird auf wichtige Transferleistungen auch gerade der deutschsprachigen Forschung verwiesen, etwa auf die Arbeiten von Rolf Reichardt, Ernst Schulin, Eberhard Schmitt oder Hans-Ulrich Thamer.

Die Darstellung verfährt im folgenden Teil wieder klassisch chronologisch, fragt nach langfristigen „Ursachen“ der Revolution im Gesellschaftsgefüge des französischen Ancien Régime und schildert die unmittelbare politische Vorgeschichte der Eskalation von 1789. Im berechtigten Bemühen, einige Tendenzen der älteren Forschung kritisch zu hinterfragen – zum Beispiel manche allzu rasch konstruierte Kausalitätsverbindung zwischen Aufklärung und Revolution –, schießt die Analyse hier stellenweise über das Ziel hinaus. Dass etwa die wegweisenden Impulse der Aufklärungszeit insgesamt aus der schlichten Absicht ihrer Akteure zu erklären seien, ein „Goldenes Zeitalter“ herbeiführen zu wollen, wie auf Seite 23 f. gleich mehrfach behauptet wird, darf bezweifelt werden. Ebenso gingen Rousseaus Vorstellungen von „Gleichheit“ über eine Forderung nach Aufhebung der Standesschranken weit hinaus und boten, gerade im erwähnten Text über den „Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen“ von 1755, durchaus Überlegungen zum sozialen, ökonomischen und gesellschaftlichen Reformbedarf, an die sich später von verschiede-

denen Seiten anknüpfen ließ – wenn auch mit teilweise katastrophalen Folgen. Dass zum Beispiel Robespierre hier unmittelbar anschließen wollte und tatsächlich im Werk Rousseaus eine „ideologische Grundlage“ (24) suchte, ist schwerlich zu bestreiten und mittlerweile gut erforscht. Die institutionellen Faktoren und „pressure groups“ der Regierungszeit Ludwigs XVI. – Parlamente, Ständevertretungen, verbleibende Strukturen des „Feudalismus“ – werden kenntnisreich präsentiert und vor dem düsteren Hintergrund der bekannten Schuldenkrise einander gegenübergestellt. Auch wenn es sicherlich nicht zutrifft, dass beispielsweise Calonne als Reformminister den zweifelhaften Ruf des Hofes als „Symbol für die Dekadenz der Monarchie“ ganz wie Turgot und Necker „neutralisieren“ konnte (22) – das Gegenteil war der Fall –, wird die Einberufung der Generalstände erst durch diese Panoramadarstellung in ihrer Bedeutung verständlich. Ein – sicherlich schwieriger – Überblick über die Struktur des Pariser oder auch des europäischen Bank-, Börsen- und Finanzwesens, dem etwa Necker seinen Aufstieg wohl ebenso verdankte wie manchen „exzellenten Referenzen“ (22), wäre ein Gewinn gewesen.

So hebt sich also in Kapitel III der Vorhang zum berühmten Revolutionsdrama. In behutsamer und reflektierter Anlehnung an Furet/Richets Modell des „Abgleitens“ („dérapage“) der Entwicklung ab 1791/92 (dazu Erläuterungen und Referat der kritischen Modifizierungen Vovelles: 46 f.) folgen auf eine Phase der „konstitutionellen Revolution“ zunächst eine „Radikalisierung“, dann ein Machtkampf zwischen „Gironde“ und „Montagne“ sowie die „Schreckensherrschaft“ („terreur“). Die Darstellung orientiert sich sinnvollerweise an den Wegmarken der politischen Entwicklung, ohne dabei sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Faktoren außer Acht zu lassen. Biographische Kurzporträts sind in diesem besonders dichten Teil unter anderem Olympe de Gouges, Condé, Lafayette, Brissot, Condorcet, Robespierre, Marat, Charette, David und Fouché gewidmet. Innovativ ist das breite Interesse an der Zeit nach Thermidor und besonders am Direktorium, woraus sich ein enger Anschluss an die aktuelle französische Forschung ergibt. Die „napoleonische Zeit“ wird stark im europäischen Kontext betrachtet; als Quellenbeispiele dieses Teils dienen Auszüge aus der Konsultatsverfassung von 1799 und der Abdikationsurkunde Kaiser Franz' II.

Weitgehend gelöst von der chronologischen Gliederung fragt ein eigener Abschnitt einerseits nach dem Epochencharakter der Revolutionszäsur und stellt andererseits Kontinuitäten zwischen 18. und 19. Jahrhundert in Frankreich heraus, bilanziert also gewissermaßen das Geschehen der Jahre 1789 bis 1815. Ergebnis: Der Epochenumbruch vollzog sich eher langfristig; auch im Übergang vom „Feudalismus“ zum „Kapitalismus“, der kritisch relativiert wird, habe die Revolution zunächst nicht die ihr lange zugeschriebene Schlüsselrolle gespielt. In einer Perspektive der „longue durée“ sei außerdem der Adel geradezu gestärkt aus der Revolutionszeit hervorgegangen und habe sich im 19. Jahrhundert zunehmend mit „großbürgerlichen“ Eliten verbunden. Während die in der Revolution erstmals deutlich erhobenen Forderungen nach politisch-sozialer Gleichberechtigung der Frauen erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend umgesetzt werden konnten, entwickelten andere „Transformationsprozesse“ (94) eine größere, ebenfalls bis heute anhaltende Dynamik, wobei besonders die „Entwicklung von Öffentlichkeiten, Pressewesen bzw. Medien generell“ (ebd.) für den Bereich der französischen Geschichte erläutert wird. Dass der Hinweis auf diese weitgehend unstrittigen Faktoren einer „Kulturrevolution“ künftighin nicht vom Studium des politischen Geschehens und seiner Beurteilung dispensieren wird, dürfte die Autorin als selbstverständlich voraussetzen.

Besonders interessant ist das abschließende Kapitel über „Auswirkungen und Kontinuitäten“ der Französischen Revolution in Europa und atlantischer Welt. Hier

wird geschildert, wie sich die Ideen und Geschehnisse in Frankreich in den angrenzenden Gebieten Europas teilweise fortsetzten, teilweise auf eigene und konfliktträchtige Weise aufgenommen, modifiziert oder auch zum Kampf gegen das revolutionäre Frankreich bzw. das Empire verwendet wurden. Ausführlich werden am Schluss dieses Teils auch die Entwicklungen in der Karibik und im spanisch beherrschten Amerika behandelt, die ohne ihre französische „Vorgeschichte“ tatsächlich weitgehend unverständlich bleiben müssten. Das Buch löst so auf einem scheinbar „klassischen“ Feld der Historiographie vorbildlich ein, was sich in den letzten Jahren an Anregungen im Bereich der Kolonial-/Postkolonial- und der Globalgeschichte an wissenschaftlichen Potenzialen ergeben hat, die etwa in den Arbeiten von Jeremy D. Popkin greifbar werden.

Insgesamt liegt eine äußerst informative Zusammenfassung zu verschiedenen Aspekten eines großen Themas vor. Stellenweise stolpert der Leser über manche Hyperkorrektheit in der Namensnennung (Auflistung von Vornamen und kompletten Titulaturen), dafür bieten die Erläuterungs- und Quellenteile stets Überblick und Abwechslung. Vereinzelte Illustrationen, übersichtliche Karten („Schwesterrepubliken“ 1797, Frankreich und der Rheinbund, französische Kolonien im 18. Jahrhundert) und eine Auswahlbibliographie (123–130) runden den Band ab.

Bernd Klesmann, Köln

Freyer, Stefanie, Der Weimarer Hof um 1800. Eine Sozialgeschichte jenseits des Mythos (Bibliothek Altes Reich, 13), München 2013, Oldenbourg, 575 S., € 69,95.

Weimar um 1800 war ein defizitärer Hof, an dem höchste Ämter über Dezennien vakant blieben. Zudem fehlte ihm eine angemessene Bühne, um sich zu entfalten. Das Schloss war 1774 abgebrannt. Über Jahrzehnte beherrschte die Brandruine die Hauptstadt des Duodezfürstentums, das aus den Landesteilungen von 1565, 1572, 1603 und 1640 hervorgegangen war. Zwar nannten sich die Ernestiner weiter Herzöge, aber sie verfügten weder über angemessene Territorien noch über angemessene Mittel. Formal rangniedrigere Landgrafschaften und echte Herzogtümer übertrafen Weimar hierin um ein Vielfaches. Die Inflation der Titel hinterließ eine Reihe von Realsatiren. Die herzogliche Familie zog in das benachbarte, gerade errichtete Gebäude der Landschaftskasse, das allerdings 1781 teilweise einstürzte. Beim Bau waren in betrügerischer Absicht zu billige Materialien verwendet worden.

Die kostspielige Charge der Kammerherren wurde erst ein Dreivierteljahrhundert nach dem Beschluss einer Versammlung der altfürstlichen Häuser im Jahre 1700 eingeführt, es hierin den kurfürstlichen und königlichen Häusern gleichzutun. Der Adel der dann herangezogenen Individuen entsprach jedoch des Öfteren nicht den Anforderungen standesbewusster Höfe. Die Herzöge von Weimar besaßen nicht einmal eine eigene Reichstagsstimme, sondern mussten sie sich mit Coburg teilen. So konnte sich der Herzog von Weimar nie an die Spitze der altfürstlichen Häuser des Reiches stellen, denn auch als Pfalz-Zweibrücken Pfalz-Bayern beerbte, wurde die erste Stimme im Fürstenrat des Reichstags vom bayerischen Kurfürsten weitergeführt. Aus Standesdünkel wurden die Vertreter der Klassik, Wieland, Goethe, Herder und Schiller, nicht in den Hof integriert.

Zuweilen saß man auch Betrügern auf. 1789 musste Hofmarschall Leonhard von Klinckowström, der Chef aller übrigen Hofangestellten, wegen Unterschlagungen entlassen werden. Ohnehin entsprach sein Adel nicht den üblichen Anforderungen. Die niederen Domestiken beschuldigten sich gegenseitig, das herzogliche Geschirr als